

FRÜHER WAR NICHT ALLES BESSER

50 Jahre Freiherr-vom-Stein-Gymnasium

Am vergangenen Wochenende rief mich meine Nichte Petra aus Pittsburgh in den USA an, wo sie ebenso wie ihr Mann bei Bayer arbeitet. Ihre Mutter, meine Schwester Gisela, vertritt sie heute hier. Ebenso wie Giselas andere Tochter, meine Nichte Elke, ist Petra eine ehemalige Schülerin des Freiherr-vom-Stein-Gymnasiums. Wir sind also sozusagen eine Freiherr-vom-Stein-Familie in zweiter Generation.

Petra hatte gehört, dass ich heute in ihrer alten Schule in der Aula vor Ihnen stehen und aus meiner Schulzeit erzählen würde. Verwundert nahm sie auf, dass ich noch nie in dieser Aula gewesen bin. Es war ihr völlig entfallen, dass ich als Schüler gar nicht dieses Gebäude besucht hatte, sondern dass die Wurzeln des Freiherr-vom-Stein-Gymnasiums in Wiesdorf sind. Meine kurze, aber heftige Schulzeit spielte sich ausschließlich dort ab. Nach fünfzig Jahren erzähle ich Ihnen also buchstäblich etwas aus einem vergangenen Jahrhundert, von vergangenen Orten und vergangenen Zeiten.

Ich darf mal aus dem Nähkästchen plaudern: Als mich vor rund einem Jahr Monika Romain anrief und mir vorschlug, heute hier der Festredner zu sein, da habe ich mich mit Händen und Füßen gegen diese Idee gewehrt: Ausgerechnet ich? Ich, der Schulabbrecher, der nun alles andere war als ein Vorzeigeschüler, bestimmt kein Beispiel für die erfolgreiche pädagogische Arbeit dieser Schule, einer, der zwar in seiner Schulzeit viel getan, viel ausprobiert hat, nur leider nicht unbedingt auf dem eigentlichen Feld, der Erlangung der Hochschulreife – ausgerechnet also ich? Ich habe sie nachdrücklich gewarnt: ein erbaulicher

Spaziergang durch die frühen Jahre dieses Bildungsinstituts würde das nicht werden können.

Wir haben uns dann länger unterhalten, über die Erfahrungen damals, über die Art und Weise, wie zu dieser Zeit unterrichtet wurde, und Monika Romain fand das spannend. Jeder Widerstand war zwecklos, sie hat mich überredet, da bin ich nun.

Schauen wir also gemeinsam zurück, gehen Sie mit mir weit zurück auf eine interessante Zeitreise – wobei schon jetzt einzuräumen ist: meine Erfahrungen müssen nicht unbedingt repräsentativ sein für alle, es sind eben meine, die des Schülers Werner Sonne aus Schlebusch.

Mit meinem Freund und Klassenkameraden Bernd Kuzcynski, der heute hier ist, traf ich mich jeden Morgen gegen zehn vor acht auf dem Südring, immer ziemlich knapp, und wir mussten mächtig in die Pedale treten, um noch pünktlich in der Schule in Wiesdorf anzukommen.

Wir schrieben das Jahr 1960, ein neuer Schultag lag vor uns, und zumeist war es nicht unbedingt so, dass wir freudig erregt Richtung Freiherr-vom-Stein-Gymnasium strebten.

Fahrradfahren war übrigens damals das bevorzugte Fortbewegungsmittel, und das nicht nur bei uns Schülern. Man hatte keineswegs selbstverständlich ein Auto, man hatte übrigens zu Hause auch keineswegs selbstverständlich einen Fernseher, eine Waschmaschine oder ein Telefon, die Geschirrspülmaschine waren meine Schwester und ich, und in dieser noch weitgehend autolosen Zeit traf man auf dem Südring, der neuen Hauptschlagader Leverkusens, vor allem viele Bayer-Mitarbeiter, die ebenfalls auf dem Fahrrad ihrer Karriere entgegenstrampelten.

Wenn man morgens auf dem Südring jemanden mit einem roten Fahrrad überholte, dann konnte man sicher sein, dass dieser Mitarbeiter auf seinem Karriereweg schon ein gutes Stück vorangekommen war. Rotes Bayer-

Dienstfahrrad – das war ein klarer Signal: da radelt einer, der hat es schon zu was gebracht.

Bayer war damals der Mittelpunkt der noch ganz jungen Stadt Leverkusen schlechthin, ein Chemiker namens Carl Leverkus ist ja nicht nur der Namensgeber, sondern mit seiner Ultramarinfabrik auf dem Kahlberg bei Wiesdorf auch der eigentliche Gründervater der Bayer-Werke und damit dieser Stadt.

Auch wenn nicht vergessen werden soll, dass es damals eine Reihe weiterer erfolgreicher Industriebetriebe gab wie etwa Wuppermann, Textar oder Eumuco - Bayer war das Mass aller Dinge, die treibende Kraft in der Stadt, der Motor, der Geldgeber, die fürsorgende Vaterfigur, der Sponsor, mit eigenem Kaufhaus, eigenen Sportvereinen, eigener Krankenkasse, einem Schwimmbad, eigenen Wohnsiedlungen - man konnte damals noch sagen: von der Wiege bis zur Bahre, Bayer sorgte für einen, Bayer war Leverkusen, und Leverkusen war Bayer.

Bayer stank auch zum Himmel, und das konnte man wörtlich nehmen. Anfangs wohnten wir noch in der Waldsiedlung, mitten im Grünen, aber wenn Westwind war, und es war meistens Westwind, dann war der Gestank so intensiv, dass man heute Dauer-Demonstrationen und Mahnwachen erleben würde, das Gewerbeaufsichtsamt, das Ordnungsamt, sie alle wären aufgeregt im Dauereinsatz, um dies zu unterbinden. Nicht so damals, rauchende Schloten, und nicht nur in Leverkusen, das bedeutete Fortschritt, das waren die Symbole für das Wirtschaftswunder, wie man das nannte.

Mit meinem schon erwähnten Freund Bernd saß ich viele Unterrichtsstunden, die wir uns sehr einseitig freigegeben hatten, mehr darüber später, entweder an der Dhünn oder dort, wo die Dhünn und die Wupper sich trafen, um kurz darauf in den Rhein zu münden.

Das Wasser der Wupper war schwarz, obendrauf schwammen weiße Schaumkronen, die Industriebetriebe vor allem in Wuppertal ließen ihre Abwässer ungeklärt in die Wupper ab, niemand regte sich darüber auf. Alles

floss im Rhein zusammen, der mehr eine Kloake war denn Deutschlands stolzer Fluss, und es ging das Gerücht, dass man ganz früher sogar einmal darin baden konnte und es sogar so viele Lachse gegeben haben sollte, dass Lachse ein Arme-Leute-Essen war. Nicht so zu dieser Zeit, der Rhein war biologisch so gut wie tot.

Jedenfalls, all das wurde eher als gutes Zeichen bewertet, die Grünen mit ihrer radikalen Bekämpfung dieser Zustände, das war viel später. In Leverkusen rauchten die Kamine, das war gut so, Leverkusen war im Aufschwung, die Stadt wuchs und wuchs. Und die vielen Akademiker, die vor allem Bayer anzog, waren ein entscheidender Grund dafür, dass nun neben dem Carl-Duisberg-Gymnasium auch dringend eine zweite höhere Schule, nämlich das Freiherr-vom-Stein-Gymnasium her musste.

Dabei war es anfangs noch alles andere als selbstverständlich, auf's Gymnasium zu gehen.

Die Regelschule war die Volksschule, acht Jahre ging man dorthin, dann kam mit 14 Jahren der Eintritt in das Berufsleben, ob Bauarbeiter, Bergmann, Friseur, oder Automechaniker, sie absolvierten bereits mit 14 die dreijährige Lehre - unvorstellbar heute, damals die Normalität. Mit 17 war man Geselle, die berufliche Ausbildung war abgeschlossen.

Auf's Gymnasium zu gehen war also ein Privileg, nur eine Minderheit schaffte das, und am Anfang meiner schulischen Laufbahn musste man sogar noch Schulgeld bezahlen. Die Ansprüche waren erheblich, Kuschelpädagogik gab es nicht, es wurde ausgesiebt, aus meiner Klasse, die mit 45 Schülern noch auf dem CD-Gymnasium begann, haben dann am Ende acht das Abitur gemacht.

Wir waren die Kinder, die bald nach dem zweiten Weltkrieg auf diese Welt kamen, wir wurden in diese Kriegsrüden hineingeboren, in denen viele von uns wie selbstverständlich spielten, Ruinen und fürchterliche Verheerungen, die nicht nur aus Stein waren, sondern auch in den Seelen der Menschen, unserer Eltern, ihren Platz hatten, unausgesprochen, und doch präsent, im langen

Schatten des Krieges und des Holocaust, und wir waren zugleich die Wirtschaftswunderkinder, eine Generation, die einen Aufschwung erlebte, der scheinbar nie zu Ende gehen wollte.

Wir erlebten, gerade auch in Leverkusen, deutsche Geschichte hautnah, manche unsere Banknachbarn in der Klasse kamen aus der Sowjetzone, wie das damals hieß, sie waren Flüchtlinge oder Vertriebene aus den ehemaligen deutschen Ostgebieten. Unsere Lehrer, auch das darf nicht verschwiegen werden, waren zu einem nicht unwesentlichen Teil auch schon im Dienst, als man noch das Hakenkreuz am Arm trug.

Man kann nicht über das frühe Freiherr-vom-Stein-Gymnasium sprechen, ohne das Carl-Duisberg-Gymnasium zu erwähnen. Das war schließlich die gemeinsame Wurzel, aus der am Anfang praktisch alle Schüler kamen, Und hier schauen wir uns doch einmal gemeinsam an, wie der Alltag des Schülers Sonne sich dann dort und später am Freiherr-vom-Stein-Gymnasium gestaltete.

Am Anfang marschierte alles in Reih und Glied, buchstäblich. Der deutsche Schüler, und so auch der Schüler Sonne, trug kurze Haare und spätestens ab Mitte März auch kurze Lederhosen.

Am Morgen stellte sich also besagter Schüler in Zweier—Reihen mit seiner Klasse auf dem Schulhof auf und marschierte am Direktor vorbei, der oben auf der Treppe rechts vom Haupteingang Stellung bezogen hatte und den Vorbeimarsch zumeist strengen Blickes abnahm.

Es hatte also alles noch seine klare Ordnung. Die Anrede war entsprechend “Herr Direktor”, bzw. bei den unteren Chargen “Herr Oberstudienrat” oder ganz schlicht “Herr Studienrat”

Die Klassen waren groß, 45 Schüler pro Klasse waren keineswegs ein Erregungsthema, und sie hatten merkwürdige Namen. Man kam, so man auf das Gymnasium überwechselte in die „Sexta“. Das war nicht die sechste Klasse,

sondern die fünfte (Klassenstufen wurden rückwärts gerechnet, das Abitur machte man also in der “Ober— Prima”, der ersten Klasse.

Neben Ordnung war auch Zucht angesagt, und auch das darf man wörtlich nehmen. Ohrfeigen verteilende oder mit Schlüssel werfende Lehrer, auch bei der Aufsicht auf dem Schulhof, waren keine Seltenheit. Gerade in diesen Tagen entschuldigen sich Pädagogen reihenweise wegen der Gewalt an Schulen und in Kinderchören, und das erreicht nun selbst den Bruder des Papstes. Aber man hat das damals hingenommen, und da solche Schläge durchaus auch zu Hause nichts ungewöhnliches waren, hat sich an der Schule niemand darüber aufgeregt, weder die Schüler, die Lehrer, noch die Eltern. So war eben der Zeitgeist, dessen Wurzeln noch bis tief ins Kaiserreich zurückreichten.

Meinem schon erwähnten Klassenkameraden Bernd verdanke ich die Erinnerung daran, dass später auch am Freiherr-vom-Stein-Gymnasium eine Französischlehrerin so in Rage darüber geriet, dass Schüler, darunter auch ich, sich bei einer Klassenarbeit Vokabeln auf die Hand geschrieben hatten, dass sie reihenweise Ohrfeigen verteilte. Dabei war ich damals mit etwa fünfzehn schon ausgewachsen, also so lang wie heute, und die Lehrerin, die nicht sehr groß gewachsen war, bot wohl ein etwas unglückliches Bild bei dem Versuch, mir langem Lulatsch eine runter zu hauen.

Jedenfalls wurden körperliche Züchtigungen in der Bundesrepublik erst rund zwanzig Jahre später, also Anfang der achtziger Jahre, endgültig verboten. Am CD-Gymnasium herrschte dieser Geist allerdings sehr viel eindeutiger vor als dann später am Freiherr-vom-Stein-Gymnasium, das muss man zur Ehrenrettung der damals neuen Schule ausdrücklich sagen.

Räumlich waren es nur ein paar Meter, lediglich in einen anderen Gebäudeflügel, aber mehrere Mitschüler haben mir in den letzten Tagen übereinstimmend gesagt, was für einen Unterschied das machte. Dieser Teil des Gebäudes war heller, freundlicher, die Fenster größer, die Mauern scheinbar

leichter als in dem eher klotzigen, düsteren CD-Gymnasium mit seinen dunklen Backsteinmauern und schiessschartenähnlichen Fenstern, der Geist schien ein wenig freier, auch die Lehrer waren im Durchschnitt jünger oder vielleicht auch jünger geblieben. Zwischen dem Schulgebäude und der Dhünn entstanden Montageklassenräume, aus Fertigteilen in kurzer Zeit errichtet, die Schule war ganz schnell zu klein, aber man konnte mit diesen Klassen in den Stadtpark ausweichen, ein Mitschüler hat das vielleicht ein wenig euphorisch mit einem Campusfeeling beschrieben. Eine Weile war unsere Klasse im obersten Stockwerk untergebracht, und ich erinnere mich, dass von dort der Blick weit ging in das Bergische Land, mit dem Fernsehturm von Witzhelden als Fixpunkt, die Flugzeuge drehten vor der Schule ein zum Endanflug auf den Köln/Bonner Flughafen, da konnten die Gedanken schon mal abschweifen, und meine, das gebe ich gerne zu, schweiften allzu oft ab, in die Weite, fernab vom Unterricht.

Viele Räume, so für den naturwissenschaftlichen Unterricht, und auch die Turnhalle, wurden noch gemeinsam genutzt, und auch die Schülerzeitung "der cedist" blieb fuer beide Schulen erst einmal erhalten. Das Freiherr—vom—Stein—Gymnasium hatte aber einen eigenen Schulhof, und dort gab es eine unerhörte Sensation: Schüler mit Röcken und langen Haaren, sprich: Mädchen.

Ganz wenige zwar (sie waren über die Eingliederung eines Realschul—Aufbauzuges an das FVS gekommen), aber immerhin! Die 60ziger Jahre waren angebrochen, und die Lederhosen wurden von blue jeans verdraengt, die man zu amerikanischen Parkas aus dem Korea—Krieg trug. Blue Jeans, man glaubt es kaum, waren damals etwas ungeheuer Neues, Revolutionäres. und ich habe meine erste getragen, bis sie praktisch auseinander fiel.

Der Schüler Sonne, der sich noch mit leidlichen Noten am CD—Gymnasium unauffällig im Mittelfeld gehalten hatte, entwickelte sich nun, in der Unter—Tertia, sprich: Klasse 8 angelangt, so ganz anders, als

das Idealbild vom strebsamen FvS—Zögling damals (und heute sicherlich auch noch) aussah. Schließlich, es waren die 60ziger Jahre, die Beatles waren angesagt, und noch schlimmer: die Rolling Stones, und dies sollte ein Jahrzehnt werden, das so manchem Lehrer, und den Uni—Professoren sowieso, lange in Erinnerung bleiben sollte. Das Jahrzehnt von Flower—Power und dem Aufstand gegen die Alt—Vorderen. Der Schüler Sonne hatte die Zeiten da frühzeitig erkannt: er verweigerte sich dem Leistungsdruck seines Instituts und gab sich der anti-autoritären Selbst—Verwirklichung hin (schön gesagt, gell?).

Will heißen: Der Schüler Sonne machte im wesentlichen, was ihm Spaß machte. Dabei war er in den nächsten, noch am FvS verleibenden vier Jahren durchaus aktiv, er wurde dafür sogar vom Direktor ausdruecklich gelobt und mit einem Buch belohnt. Er war Klassensprecher, Vertreter in der Schülermitverwaltung, baute die kleine Schülerlotsengruppe auf, er war zuerst Mitarbeiter, dann Chefredakteur der Schülerzeitung.

Ansonsten jedoch war er, vorsichtig formuliert, eher faul, mit einem geradezu sportlichen Ehrgeiz, jegliche schulische Anstrengung tunlichst zu vermeiden. Morgens kam er in der Regel in die Schule und brachte leere Hefte ohne Hausaufgaben mit. Das führte vor allem dienstags zu einem gewissen, unvermeidbaren Stress. Dienstags gab es fünf Hauptfächer, eines davon, nämlich Englisch, gleich in der ersten Stunde, unterrichtet dazu ausgerechnet auch noch vom Direktor.

Der Schüler Sonne lieh sich also von freundlichen Mitschülern die Hausaufgaben und übertrug sie während des Unterrichtes in seine eigenen Hefte. Eine Methode durchaus mit einem gewissen Rest—Risiko, aber in der Regel ging es gut und blieb von den Lehrern unbemerkt. Nach der zweiten Stunde war dann das Abschreiben der Hausarbeiten für die übrigen Fächer zumeist erledigt, und die Situation entspannte sich deutlich.

Natürlich war das eine Methode, die nur sehr bedingt zu einem Lernerfolg führen konnte, dem eigentlichen Ziel von Schulbesuchen. Und so konnte es nicht ausbleiben, dass sich auch die schriftlich nachvollziehbaren Erfolgserlebnisse bei Zeugnisausgaben in engen Grenzen hielten. Der Schüler Sonne drehte zwischendurch eine Ehrenrunde und kann auf seine Noten etwa in Latein oder Mathematik auch bis heute nicht uneingeschränkt stolz sein. Also: hier steht, ich habe das schon am Anfang gesagt, das Gegenteil von einem Musterschüler, keinen, den man wegen seiner schulischen Erfolge vorzeigen könnte. Da gibt es auch nach fünfzig Jahren nichts zu beschönigen, und wie Sie merken, wird der Versuch nicht unternommen.

Ob das freilich ausschließlich am Schüler Sonne gelegen hat oder auch an einer Schule, die damals vor allem eine Büffel—Schule war, in der zum Beispiel stures Auswendiglernen von Geschichtszahlen über Jahre hinweg offenbar als pädagogisch vorbildliche Methode gepflegt wurde, während die aktuelle Auseinandersetzung mit der sozialen und politischen deutschen Gegenwart völlig unterblieb (von einer Beschäftigung mit der damals noch gar nicht so sehr lange zurückliegenden schrecklichen Nazi—Zeit ganz zu schweigen)

— das mag man einmal dahin gestellt sein lassen. Ich spreche über meine Erlebnisse, ich sage das noch einmal, das mag in anderen Klassen oder vielleicht später anders gewesen sein.

Dem Schüler Sonne ist jedenfalls das Freiherr-vom—Stein—Gymnasium in seiner Anfangszeit weder als besonders fortschrittlich noch als besonders konservativ in Erinnerung — es war eine Schule wie viele in dieser Zeit, es wurde gebüffelt, der Unterricht wurde abgespult, pädagogische Höhepunkte sind nur in Maßen erinnerlich. Zugute halten muss man allen Beteiligten natürlich, dass es

eben eine Schule in der Aufbauphase war, ein Gymnasium, das noch keine Chance hatte, ein wirklich eigenes Profil zu entwickeln.

Es plätscherte so dahin, so meint ein Klassenkamerad, wenn er an jene Zeit zurückdenkt, wenig oder kein Teamgeist, man setzte sich nicht hin, um zusammen etwas zu machen, viel Frontalunterricht, daran erinnert sich ein anderer, nicht durchgehend vielleicht, aber doch stark.

Eins war jedenfalls ziemlich offensichtlich: ein individuelles Eingehen der Lehrer auf den Schüler oder gar eine gezielte Förderung gab es nicht, ein Schüler mit Problemen war ziemlich auf sich selbst gestellt. Wenn das Elternhaus das nicht auffangen konnte, dann war das Scheitern eigentlich vorprogrammiert.

Für den Schüler Sonne gab es neben vielen anderen Aktivitäten noch eine spannende Alternative. Sie lag nur einen Steinwurf entfernt, in der alten Doktorsburg, in der damals die städtische Bibliothek untergebracht war. Dort holte er sich, was ihm in der Schule offensichtlich fehlte. Ganze Berge von Büchern, querbeet, moderne und alte Literatur, und in Köln kam dazu noch das Amerikahaus, das mit seinem Literatur- und Zeitschriftenangebot sicherlich dazu beigetragen hat, dass dem Schüler Sonne schon mit 14 Jahren klar war: Amerika, ich komme. Zweimal habe ich später dort gelebt, acht Jahre insgesamt.

Im Amerikahaus gab es auch Lehrbücher über das journalistische Handwerk, und wenn dieser schulische Leistungsverweigerer dem Unterricht auch nur halb so viel Aufmerksamkeit gewidmet hätte wie diesem selbst vermittelten Lehrstoff, dann wäre aus ihm vielleicht doch noch ein passabler Schüler geworden. Aber der Schüler Sonne hat an dieser Stelle den alten Spruch wörtlich genommen: nicht für die Schule lernst du, sondern für das Leben. Jedenfalls widmete er mehr und mehr Zeit der Schüler-Zeitung und begann dann mit 15 Jahren seine Nachmittage in der Leverkusener l

Lokalredaktion der Kölnischen Rundschau zu verbringen — wo er statt der Hausaufgaben dann auch seine ersten Artikel schrieb, was von der FvS—Schulleitung nicht mit besonderer Begeisterung aufgenommen wurde, so dass sich der Jung-Autor nach einer Weile gezwungen sah, sich das Pseudonym Knut Reuter zuzulegen. Der Bazillus war übergesprungen, er war hoch ansteckend und hat bis heute nichts von seiner Wirkung eingebüsst.

Und daraus entwickelte sich dann alles weitere. am Ende der Untersekunda, der zehnte Klasse angekommen, marschierte der Schüler Sonne, nunmehr schon fast 17 Jahre alt, schließlich in die Zentral—Redaktion des Kölner Stadt-Anzeiger, präsentierte dort seine bisherigen Arbeitsproben und bat um einen Full-time-Job. Und der Bezirkschef nickte freundlich, und so hieß es spontan: Abschied vom Schüler— Dasein, Abschied auch vom FvS, hinein ins Berufsleben. Der erste Artikel an diesem 1. April 1964 war eine verlängerte Bildunterschrift über einen neuen Fußgängertunnel am Bahnhof Opladen. Man sieht: auch dieser Journalist hat ganz klein angefangen, und das war gut so. Denn in der Lokalredaktion hat er das journalistische Handwerk gründlich gelernt, die Basis für die vielen weiteren Stationen.

Gut in Erinnerung ist dem Schüler Sonne dabei die Reaktion seines damaligen Klassenlehrers Dr. Rüntz geblieben, der mit sorgenvoller Miene befürchtete, der künftige Reporter könne da wohl leicht “beim Fußvolk” hängenbleiben.

Nachvollziehbar vielleicht aus seiner Perspektive, denn natürlich hätte das damals auch schief gehen können. Bedauert hat der Schüler Sonne seine damalige Schulzeit und auch den frühen Abschied von derselben nicht. Mit 19 wechselte ich von der Lokalredaktion Leverkusen als Volontär in die Zentralredaktion des Kölner Stadt-Anzeiger, mit 20 war ich Korrespondent der amerikanischen Nachrichtenagentur UPI in der damaligen Bundeshauptstadt Bonn, mit 21 klopfte ich beim Westdeutschen Rundfunk an, und dort arbeite ich heute, fast 42 Jahre später immer noch, seit Jahrzehnten nun als ARD-Korrespondent.

Allerdings, spätestens hier kommt nun das große rote Warnlicht: diese Laufbahn ist nur ein Beispiel, ein Vorbild war und ist dieser Weg gewiss nicht. Vor Wiederholung kann unter den heutigen Bedingungen nur dringend gewarnt werden. Daran will ich hier heute keinen Zweifel lassen. Wir, die ersten Schüler des Freiherr-vom-Stein-Gymnasiums gehörten zu einer glücklichen Generation. Wir starteten, ich habe das schon erwähnt, aus den Kriegsrüinen mitten hinein in das Wirtschaftswunderland Deutschland. Das boomte dermaßen, dass es zu dieser Zeit erstmals seine Arbeitskräfte importieren musste, erst aus Italien, dann aus Spanien, dann immer mehr aus der Türkei. Die Gastarbeiter kamen, und sie sollten, wie das Wort schon sagt, nur vorübergehende Gäste sein, sie übernahmen immer mehr die oft schmutzige Handarbeit, und wir konnten uns in aller Regel gewiss sein, dort unterzukommen, wo wir hinwollten. Aus meinem Freundeskreis dieser Zeit haben es eigentlich alle geschafft, ihre beruflichen Wünsche umzusetzen, und das gilt in der Regel bis heute. Wer damals das Abitur ablegte, konnte sich dazu an der Universität austoben. Dort ging es dann ziemlich aufgeregt zu, das für die Entwicklung unserer Generation so magische Jahr 1968 brach für die Abiturienten meines Jahrgangs bald an, und das berühmte Motto auf den Plakaten der Demonstranten lautete mit Blick auf die Professoren provozierend: Unter den Talaren der Muff von tausend Jahren. Und dieser Muff wurde dann gründlich bekämpft. Es war nun das genaue Gegenteil angesagt von dem, was wir noch wenige Jahre zuvor an den Schulen erlebt hatten: nicht mehr Zucht und Ordnung waren die Tugenden, das Pendel schlug in die andere Richtung, nun war man anti-autoritär, oft bis zum Exzess. Für viele war es auch ein großer Spaß, ein Happening, Slogans wie „Wer zweimal mit derselben pennt, gehört schon zum Establishment“ gehörten noch in diese Kategorie, später gab es dann auch härtere, gefährlichere. Zum Beispiel: Macht kaputt, was Euch kaputt macht. Und noch später artete diese Entwicklung aus in das Motto: Natürlich darf geschossen werden. Die RAF mit ihren Mörderbanden

war geboren, auch das eine Folge des Aufstands gegen die von vielen als bleierne Zeit empfundene Nachkriegesära.

Die erste Generation der Schüler des Freiherr-vom-Stein-Gymnasiums wurde in diese Zeit hinein entlassen. 1968 und die Folgen - das hat unser Land geprägt, es wurde gründlich durchgelüftet, das war überfällig, aber alte Werte und Tugenden wurden radikal über Bord geworfen, diese Zeit hat unter anderem auch eine ganze Generation von Lehrern geformt, und rückblickend muss man sagen, nicht immer nur zum Vorteil für unsere Schulen, Anwesende natürlich ausgenommen.

Vielleicht zu den größten Errungenschaften in den Jahren danach gehörte freilich, dass Bildung nun endlich demokratisiert wurde, das Gymnasium war nicht mehr nur für wenige da, es wurde für breite Bevölkerungsschichten geöffnet. Das war ein entscheidender Durchbruch, auch wenn heute immer noch und immer wieder über die beste Schulform gerungen und debattiert wird.

Inzwischen sind wir Schüler der ersten Generation selber Väter, viele von uns sogar schon Großväter, und jetzt scheint mir, schlägt das Pendel wieder zurück. Ich selber habe einen 16jährigen Sohn, der in Berlin die elfte Klasse der deutsch-amerikanischen John-F-Kennedy-Schule besucht. Er steht morgens gegen viertel vor sieben auf, um acht beginnt wie überall die Schule, meist gegen vier kommt er nach Hause, schon ziemlich müde, dann kommen noch anderthalb, zwei Stunden Hausaufgaben, oft auch am Wochenende, unser Sohn ist nicht selten erschöpft, der Leistungsdruck ist enorm, die Beurteilungskriterien sind strikt und ohne großen Spielraum. Und er ist keineswegs ein Sonderfall,

Ich weiß nicht, ob Ihnen diese Beschreibung bekannt vorkommt, ich höre solche Geschichten landauf, landab. Und auch wenn ich meinem Sohn keineswegs seinen Vater als Beispiel und schon gar nicht als Vorbild anpreisen kann, so

wünsche ich manchmal etwas von der relativen Unbekümmertheit, mit der ich meine Schulzeit absolviert habe. Unsere Nachmittage gehörten uns, die Anforderungen bei den Hausaufgaben waren auch für die überschaubar, die anders als ich sie tatsächlich auch machten. Wir spielten, wir trieben uns herum, ich war in der katholischen Jugend sehr aktiv, wir machten Geländespiele, gingen in Zeltlager. Wir waren noch Kinder, oder Jugendliche, und wir durften es sein.

Jetzt darf ich Ihnen etwas ausführlicher aus einer Kolumne der französischen Korrespondentin Pascale Hugues aus dem Berliner Tagesspiegel des vergangenen Wochenendes zitieren. Sie lebt seit vielen Jahren in Deutschland und ist eine scharfsinnige Beobachterin unseres Landes.

Sie schreibt unter anderem: „Wenn ich die Kinder heute beobachte, ihre Zeitplanung nach Art kleiner Businessmänner am Rand des Burnout: Schule, Sport, Musik, Zahnarzt, Logopädie, Nachhilfe, ganz zu schweigen von Fernseher und Computer – dann sage ich mir, dass wir verrückt geworden sind. Diese ununterbrochene Aktivität, Lärm, ständige Bewegung, Hetze, kleingehackte, niemals tote Zeit. Dieses festgefügte Leben ohne Langeweile und vor allem ohne Abenteuer.

Und weiter schreibt sie, über die gute alte, heute so unvorstellbare Zeit: „Die Kinder waren allein unterwegs. Sie hatten keine Angst. Ihre Eltern auch nicht. Sie besaßen kein Handy, diese Nabelschnur, derentwegen man sich nie ganz von zu Hause trennen, der elterlichen Kontrolle entziehen, sein eigenes Leben leben kann. Und weiter: Gerade habe ich gelesen, dass ein vornehmes Hotel in Süddeutschland während der Ferien Einführungskurse für Biologie, Naturwissenschaften, Sprachen, Musik und Kunst anbietet.

In den siebziger Jahren hätten die Kinder Ihnen einen Vogel gezeigt. Und zu Recht. Sogar mitten im Sommer schwebt das Damoklesschwert „Pisa“ über den

Gipfeln der bayerischen Alpen. Nur keine Zeit verlieren! Jede Minute nutzen!
Die Köpfe mit Wissen vollstopfen“.

So weit also die Kolumnistin Pascale Hugues, und es kann ja sein, dass sie einiges überzeichnet, und ich weiß nicht, wie es Ihnen geht, mir jedenfalls kommt da allzu viel vertraut vor, wenn ich mir die heutige Situation unserer Kinder anschau.

Nun haben wir einen großen Bogen geschlagen von den ersten Tagen dieser Schule bis in die heutige Zeit, ein halbes Jahrhundert, von der kurzen Lederhose bis zum Handy in der Hand unserer Kinder. Manches kann und muss man sicherlich kritisch sehen, und ich konnte Ihnen das nicht ersparen, aber eines steht fest: Diese 50 Jahre von 1960 bis 2010 waren trotz vieler Höhen und Tiefen gewiss die beste Zeit, die Deutschland je in seiner Geschichte erlebt hat, auf jeden Fall so unvorstellbar viel glücklicher als die fünfzig Jahre vor der Gründung des Freiherr-vom-Stein-Gymnasiums, die doch zu einem großen Teil bestimmt waren durch Diktatur und Krieg, millionenfachen Tod, Armut, Vertreibung und die Teilung Deutschlands.

Und wenn die nächsten 50 Jahre auch nur ähnlich gut verlaufen, dann stehen wir alle zusammen vor einer spannenden Zukunft. Das jedenfalls wünsche ich Ihnen allen an meiner alten Schule von Herzen.

Und übrigens, was meine Nichte Petra angeht, die jetzt in Amerika lebt: ich habe sie gefragt, wie sie sich denn an das Freiherr-vom-Stein-Gymnasium erinnert. Sie hat einen Moment überlegt, und dann hat sie gesagt: Alles in allem war es eine schöne Zeit. Und ich solle Sie doch alle schön von ihr grüssen. Das habe ich hiermit getan. In diesem Sinne alles Gute und schönen Dank für Ihre Aufmerksamkeit.